

**Vortrag von Elfriede Hammerl im Rahmen der Tagung
„Die Frau in der Medizin“ am 20. November 2010 zum Thema
„Feminisierung in der Medizin“**

„Feminisierung – und die Angst davor“

Sehr geehrte Anwesende,

ich bin angetreten, um über die angeblich drohende Feminisierung der Medizin zu sprechen. Ja, drohend. Denn tatsächlich wird diese behauptete Feminisierung, wie ich höre, als Bedrohung empfunden. Das müsste nicht so sein. Wir könnten uns, zumal als Frauen, ja auch freuen, wenn immer mehr Frauen Zugang zu einem Berufsfeld fänden, das viele interessante Jobs bietet, und auf dem es für qualifizierte Ausbildung auch adäquate Einkommensmöglichkeiten gibt. Ist aber nicht so. Keine Freude. Statt dessen Unbehagen, Missvergnügen.

Von Juristinnen - sie werden ebenfalls immer zahlreicher - habe ich die Ausdrücke *Verkindergärtnerung* und *Volksschullehrerinisierung* gehört, die signalisieren sollen, wie ungern sie einer Feminisierung ihrer Berufe entgegensehen. Denn wenn wir auch alle offiziell die Tätigkeiten der Kindergartenpädagogin und der Volksschullehrerin politisch korrekt als segensreich und notwendig preisen, so steckt hinter diesen Wortungetümen kein bisschen Respekt. Sondern das Gegenteil. In Wahrheit gilt Kindergärtnerin als wenig qualifizierte Tätigkeit. Erst schön langsam werden ja die Schulungsstandards angehoben, von einer universitären Ausbildung, wie sie in anderen Ländern für Kindergartenpädagoginnen üblich ist, sind wir noch weit entfernt.

Und, überhaupt: Kindergärtnerin gilt als typischer *Frauenberuf*.

Tja. Ist Kindergärtnerin nun ein minder angesehener Beruf, weil das ein Frauenberuf ist? Oder ist das ein Frauenberuf, weil mindere Qualifikation bzw. minderes Ansehen frauentypisch sind?

Bevor wir darauf eingehen, sollten wir uns erst einmal fragen, was es mit der angeblichen Feminisierung der Medizin eigentlich auf sich hat.

Was assoziieren wir mit „Feminisierung“? Mehr Frauen als Männer? Nur noch Frauen? Eine Machtübernahme durch Frauen?

Schauen wir uns ein paar Zahlen an.

Die Ärztekammer übermittelt mir auf Anfrage Daten, die mit folgenden Worten eingeleitet werden: Ja, es zeichne sich eine Feminisierung der Medizin ab. Bereits jeder dritte Facharzt und mehr als jeder zweite Allgemeinmediziner sei weiblich. In Prozenten: 33 Prozent machen die Fachärztinnen aus, 52 Prozent die Allgemeinmedizinerinnen.

„Bereits jeder dritte Facharzt...“: so kann man es ausdrücken. Man könnte aber auch sagen: Immer noch sind zwei Drittel der Fachärzte Männer.

Und: Fast 90 Prozent der Primärärzte sind nach wie vor männlich. 1298 männlichen Primärärzten stehen in Österreich nämlich bloß 191 Primärärztinnen gegenüber.

Von einer Verweiblichung im Sinn von „lauter Frauen“ kann also nicht die Rede sein. Tatsächlich entspricht ein Frauenanteil von 52 Prozent – wie wir ihn in der Allgemeinmedizin sehen - ziemlich exakt dem Anteil von Frauen an der österreichischen Bevölkerung. Dieses Zahlenverhältnis spiegelt also nur die demographische Normalität wider, nicht mehr und nicht weniger.

Und während diese Normalität in den Bereich der Allgemeinmedizin Einzug gehalten hat, ist sie von den Ordinationen der Fachärzte noch ein ordentliches Stück entfernt, ganz zu schweigen von den Primariaten, wo die Frauen bloß mit bescheidenen 12,8 Prozent vertreten sind.

Auch in den einzelnen Fachrichtungen zeichnet sich kein Frauenüberhang ab, der den Ausdruck Verweiblichung – im Sinne eines Verdrängens von Männern – rechtfertigen würde. Am höchsten ist der Frauenanteil derzeit in der physikalischen Medizin, wo er 53 Prozent ausmacht, am zweihöchsten in der Dermatologie mit 48 Prozent.

Lediglich in der Gynäkologie kommen deutlich mehr Frauen als Männer nach: 66 Prozent der Neuanerkennungen gingen 2008 an Gynäkologinnen. Aber angesichts der Tatsache, dass es in diesem Fach immerhin explizit um den weiblichen Körper geht – weswegen Patientinnen inzwischen mehrheitlich lieber eine Gynäkologin als einen Gynäkologen aufsuchen – könnte man auch verwunderlich finden, wie lange es gedauert hat, bis Frauenärztinnen wenigstens zu knapp zwei Dritteln Frauen sind.

In der Chirurgie, einem bekanntermaßen mit hohem Prestige und ziemlich guten Einkommensmöglichkeiten ausgestatteten Fach, liegt der Frauenanteil übrigens gerade einmal bei 15,8 Prozent, in der Unfallchirurgie bei 10,4 Prozent.

Was hat es also mit der Bedrohung durch die angebliche Feminisierung auf sich? Die Bedrohung liegt offenbar darin, dass ehemals reine Männerdomänen nicht mehr reine Männerdomänen sind. Sollten Frauen das nicht begrüßen?

Noch einmal: Frauen machen rund 52 Prozent der Bevölkerung aus. Wenn man davon ausgeht, dass sie erstens nicht dümmer sind als Männer, sowie zweitens davon, dass die Berufstätigkeit von Frauen eine Selbstverständlichkeit sein sollte, dann wäre es nur logisch, dass sie in den meisten Berufsfeldern ihrem Bevölkerungsanteil entsprechend vertreten sind, also etwa zur Hälfte.

Oder nicht?

Was fürchten Männer, wenn ertragreiche Männerdomänen – ertragreich an Sozialprestige und Einkommen - zunehmend von Frauen betreten werden? Dass sie teilen müssen? Das müssen sie auch mit männlichen Kollegen bzw. Konkurrenten. Allerdings wird die Konkurrenz größer, wenn sich immer mehr Personen um möglichst große Stücke von einem Kuchen reißen, der nicht im gleichen Ausmaß wachsen kann. So gesehen mag die Furcht von Männern verständlich sein.

Aber was fürchten *Frauen*, wenn sie steigende Frauenanteile fürchten? Sie fürchten, dass der Kuchen schrumpft. Vielleicht nicht im Umfang, aber in der Qualität. Sie wollen, wenn sie sich denn einen – mehr oder weniger ausnahmsweisen – Zugriff auf den Kuchen erkämpft haben, gesichert sehen, dass es noch der selbe Kuchen ist, um den zu kämpfen sich ausgezahlt hat.

Ihre Furcht ist berechtigt. Die Sozialwissenschaften haben einen Namen für das, was sie fürchten: „Verelendung durch Feminisierung“. Das bedeutet: Mit steigendem Frauenanteil sinken Prestige und Einkommen einer Branche. So genannte Frauenberufe sind durch die Bank schlechter bezahlt und weniger angesehen als Männerberufe. Sobald ein Berufsfeld zu verweiblichen droht, muss also damit gerechnet werden, dass sich die Bezahlung verschlechtert und die Achtung vor denen, die darin tätig sind, sinkt.

Als besonders drastisches Beispiel dafür galt der Arztberuf in der ehemaligen Sowjetunion. Schon in den 1950er Jahren waren dort die Ärzte zu 90 Prozent Ärztinnen, und ihre Lage ließ sich mit der unserer Mediziner im Westen – damals oft noch *Götter im weißen Mantel* - nicht vergleichen. Sowjetische Ärztinnen arbeiteten niedrig entlohnt, unter schlechtesten Bedingungen, und ihr Renomee war gering.

Bei uns hat beispielsweise die p.r.-Branche eine gewisse Entwertung durch Feminisierung erfahren. Je mehr Frauen hineindrängten, desto bescheidener wurden die anfangs sehr hohen Honorare, und auch hier hat das Ansehen der Beschäftigten gelitten.

An unseren Volksschulen, wo überwiegend Lehrerinnen unterrichten, ist die Bezahlung erheblich niedriger als an den höheren Schulen mit ihrem höheren Anteil an männlichen Lehrern. Dieser Einkommensunterschied wird selbstverständlich nicht mit dem Geschlecht der Lehrerinnen und Lehrer erklärt, sondern mit der qualifizierteren Ausbildung der AHS- oder BHS-Lehrer, aber inzwischen wird die berechtigte Frage gestellt, ob pädagogische und didaktische Kenntnisse tatsächlich geringer zu bewerten seien als rein fachspezifische.

Entlarvend und symptomatisch ist eine Presseaussendung, in der die Obfrau des Gleichbehandlungsausschusses im Parlament kürzlich ihrer Freude über einen 5-Parteien-Antrag „zur Steigerung des Männeranteils in pädagogischen Berufen“ Ausdruck gab. Es gelte, hieß es darin, mehr Männer in pädagogische Berufe zu bringen. Und deswegen sollten „pädagogische Berufe künftig generell attraktiver gemacht und das Image gehoben werden. Dazu brauche es eine neue Ausbildung, ein neues Dienstrecht, bessere Karriereöglichkeiten und attraktivere Einstiegsgehälter.“

Wie schön. Für Männer müssen Berufe attraktiv gemacht werden. Für Frauen genügte offenbar eine schlechtere Ausbildung, schlechtere Karriereöglichkeiten und unattraktive Einstiegsgehälter.

Maskulinisierung ist gleich Aufwertung.

Feminisierung das Gegenteil.

Die Furcht vor einer Feminisierung von Berufsfeldern hat also eine gewisse Berechtigung.

Was allerdings Wunder nimmt, sind die Konsequenzen, die aus dieser Furcht gezogen werden.

Ich höre, dass viele Medizinerinnen dem weiblichen Nachwuchs in ihren eigenen Reihen mit Ablehnung oder zumindest mit Skepsis gegenüberstehen. *Immer mehr Frauen. Bloss nicht!*

Ihr Unmut richtet sich also nicht gegen einen Mechanismus, demzufolge „mehr Frauen“ „schlechtere Bedingungen“ bedeuten, sondern gegen den zunehmenden Frauenanteil.

Als Übel werden die anderen Frauen gesehen, nicht ein System, das daraus Benachteiligung ableitet.

Warum? Wäre es nicht logischer, das System zu ändern, statt eine eventuelle Feminisierung aufhalten zu wollen?

Die Verelendung durch Verweiblichung ist kein Naturgesetz. Man oder vielmehr frau ist ihr nicht hilflos ausgeliefert. Es kann was dagegen getan werden, freilich nicht individuell, sondern nur, indem gemeinsame Interessen gemeinsam vertreten werden. Dazu ist es nötig, die Gemeinsamkeit der Interessen zu erkennen und zu definieren.

Die schlechtere Bezahlung von Frauen wurzelt in der langen Tradition von unbezahlter Frauenarbeit. Frauen waren für die Reproduktionsarbeit zuständig. Reproduktionsarbeit wurde nicht entlohnt. Denn Frauen wurden ohnehin ernährt, von einem Vater oder einem Ehemann.

Jedenfalls ist das das Bild, das bis heute fortwirkt, obwohl es schon in früheren Zeiten nicht gestimmt hat. Das Proletariat, die Dienstboten und die Arbeiterinnen, konnten nie auf Versorgung durch ihre Herkunftsfamilie oder auf Versorgungsehen setzen.

Sie machten einen großen Teil der Bevölkerung aus, sodass nicht verständlich ist, weshalb ihre Schicksale und ihre ökonomischen Lebensbedingungen immer ausgeklammert werden, wenn wir das Patriarchat gleichsetzen mit finanzieller Sorglosigkeit von Frauen. Wobei auch bürgerliche und adelige Töchter und Ehefrauen von finanziellen Sorgen, wie wir wissen, keineswegs verschont blieben, schon gar nicht, wenn ihre Mitgift in den Händen eines verantwortungslosen so genannten Ernährers landete.

Trotzdem: Frauen galten als eine Spezies, die sich nicht erhalten musste. Und wenn sie sich doch erhalten mussten, dann mussten sie keine Familie ernähren.

Und wenn sie doch eine Familie ernähren mussten, zum Beispiel als Witwe mit Kindern oder als älteste Schwester von verwaisten Geschwistern, dann hatten sie ein anspruchloser Sozialfall zu sein, angewiesen auf die Mildtätigkeit ihrer Umgebung.

Eine Entgleisung sozusagen, eigentlich nicht vorgesehen von der Natur und der Gesellschaft und daher ohne Folgewirkung auf die gesellschaftliche Ordnung, derzufolge sie einen Ernährer und Beschützer vorzuweisen gehabt hätten.

Das Konzept der erwerbstätigen, wirtschaftlich selbständigen, frei über ihr Einkommen verfügenden Frau existierte nicht.

Und noch immer ist es keine Selbstverständlichkeit. Frauen arbeiten *mit*. Frauen arbeiten *Teilzeit*. Frauen verdienen *dazu*.

Denn: Viele Frauen haben Betreuungspflichten. (Männer theoretisch auch, aber praktisch nicht so sehr.) Frauen suchen sich also Berufe bzw. Arbeitsplätze, die sich „mit Kindern vereinbaren“ lassen. Das ist nicht so leicht, schon gar nicht hier, im Land der Halbtagschulen mit monatelangen Ferien und der fehlenden Betreuungsplätze für Kleinkinder.

Und daher wird den Frauen unterstellt, dass ihre Berufsausübung eine eingeschränkte, nicht so engagierte ist oder sein wird, weil sie ja Familienpflichten haben.

Das heißt, wenn Frauen ein Berufsfeld erobern, wird sofort angenommen, dass dieses Berufsfeld eines ist, in dem nicht ganz so ernsthaft gearbeitet werden muss wie in einem Berufsfeld, in dem Männer dominieren, die sich zur Gänze dem Beruf widmen können.

Wollen wir Frauen diesen Blick auf die weibliche Berufstätigkeit wirklich akzeptieren, ja sogar teilen?

Nun leiden Frauenkarrieren tatsächlich darunter, dass viele Frauen pünktlich aufhören müssen, nach der Arbeit nicht auf ein Bier mitkommen können, nicht jederzeit für Überstunden zur Verfügung stehen.

Aber: nicht alles, was Männer im Zusammenhang mit ihrem Beruf bzw. mit Berufskollegen tun, ist Arbeit, die ihrem Beruf zugute kommt. Es kommt ihrer Karriere zugute – sie sind präsent, demonstrieren Engagement, sie intrigieren mit -, aber ihr Job wäre oft genauso gut getan, wenn sie all das bleiben ließen.

Vor allem jedoch ist die Annahme falsch, dass Frauen einen schlechteren Job machen, weil sie häufig neben den beruflichen auch noch Familienpflichten haben. Teilzeit schadet ihrer Karriere, aber nicht der Qualität ihrer Arbeit. Berufliche Unterbrechungen schaden ihrem Fortkommen, aber nicht dem, was sie tun. Und

Frauen mit qualifizierter Ausbildung in einem anspruchsvollen Job haben ihr Familienleben in der Regel so gut organisiert, dass es ihrem beruflichen Engagement keinen Abbruch tut. Trotzdem leiden sie mit unter dem Generalverdacht gegen ihr Geschlecht und schneiden bei Gehaltsverhandlungen häufig schlechter ab als ihre männlichen Kollegen.

Denn, so viel weiss man inzwischen: Selbst wenn man alle üblichen Erklärungen zur Rechtfertigung der Einkommensschere zwischen Männern und Frauen heranzieht – also: Frauen arbeiten Teilzeit, ältere Frauen sind schlechter ausgebildet als Männer, Frauen drängen in Branchen mit geringeren Gewinnspannen – bleibt immer noch eine Einkommensdifferenz von rund elf Prozent, die sich nur damit erklären läßt, dass Frauen aufgrund ihres Geschlechts schlechter entlohnt werden als Männer.

Das kommt keineswegs nur in so genannten Frauenberufen zum Tragen. Und deswegen ist es keine Patentlösung, Ausnahmefrau in einem männerdominierten Berufsfeld sein zu wollen. Die Wahrscheinlichkeit, auch dort in puncto Einkommen schlechter abzuschneiden als männliche Kollegen, ist groß.

Was die Aufstiegschancen betrifft, so stimmt es, dass in einem Umfeld, das nur wenige Alibifrauen in gehobener Position zuläßt, jede weitere Frau eine Bedrohung für diese Alibifrauen darstellt. Eine Feminisierung des Umfeldes würde dem jedoch entgegenwirken, zumindest bis zu einem gewissen Grad, wengleich wir ahnen dürfen, dass Ausnahmefrauen gute Chancen hätten, Mitbewerberinnen vorgezogen zu werden.

Doch bleiben wir bei der Medizin: Was passiert, wenn auch die Fachärztinnen zahlreicher werden, die Oberärztinnen in den Spitälern, die Primarärztinnen und so weiter?

Ein beliebtes Argument gegen Frauen in verantwortungsvollen Positionen ist der Hinweis auf Ausfälle durch Mutterschutz und Babykarenz. Das ist aber weniger ein Genderproblem, als eines der zu knappen personellen und budgetären Ressourcen, zum Beispiel an Spitälern.

Abgesehen davon verblüfft es mich immer wieder, wie sehr die Schwangerschaften von Arbeitnehmerinnen betriebliche Abläufe angeblich belasten. Man könnte oft den Eindruck gewinnen, sämtliche berufstätigen Frauen wären unentwegt schwanger, was angesichts der Klage, dass die Österreicherin im Durchschnitt nur 1,4 Kinder kriegt, einigermaßen rätselhaft ist.

Also, welche Folgen? Eine um sich greifende Geringschätzung des Arztberufs? Noch bescheidenere Einstiegsgehälter an Krankenhäusern? Schlechtere Verträge mit den Krankenkassen?

Wer das befürchtet, muss dagegen aufstehen. Aber nicht gegen Medizinstudentinnen und junge Ärztinnen, sondern gegen eine Gesellschaft, die Frauen scheint's immer noch weniger Wertschätzung entgegenbringt, als sie verdienen.

Oder geht es, ganz im Gegenteil, um Befürchtungen auf der Basis sexistischer Geringschätzung? Mehr Frauen ist gleich weniger Niveau, ist Niedergang, ist Abstieg, ist Verfall? Wenn ja, warum denken Frauen so verächtlich über andere?

Schon stehen Worte im Raum, die einige von Ihnen möglicherweise nicht gerne hören: *Solidarität. Emanzen. Feminismus.*

Total uncool. Erinnert an alte Weiber in lila Latzhosen. Naja, als sie in Latzhosen ihre BHs verbrannten, waren sie noch jung. Aber trotzdem: grauslich, fanatisch, zu kurz gekommen, frustriert.

Nur so nebenbei: Ich kenne viele alte Emanzen, und keine, mich eingeschlossen, habe ich jemals in lila Latzhosen gesehen. Aber gegen das Klischee kommt unser schönstes Styling nicht an. Macht nix.

Was etwas macht, ist die Vorstellung, wir hätten nur zuwarten müssen, dann hätten wir nach einer Weile bequem einsteigen können in den Luxuszug, der uns die Geschlechtergerechtigkeit bringt, hübsch als Geschenk verpackt. Wir hätten bloß die Maschen lösen müssen und das rosa Papier öffnen, und schon wäre uns in den Schoß gefallen, wofür wir zuvor lauthals geschrien und uns unbeliebt gemacht und unseren Ruf als attraktive Geschöpfe ruiniert haben.

Nein. So ist es ganz und gar nicht. Von nichts wäre nichts gekommen. Es gibt keine soziale Evolution. Den Frauen ist nicht plötzlich ein Stimmrecht gewachsen wie manchen Tieren ein Schwanz. Die Frauenrechte haben sich nicht von selbst entwickelt wie der aufrechte Gang. Jedes Stück Selbständigkeit, jeder Zuwachs an Rechten und Möglichkeiten musste mühsam erkämpft und zäh errungen werden.

Sie sind Medizinerinnen. Sie wissen, nehme ich an, selber, wann die Frauen in Österreich erstmals die Berechtigung erhielten, Medizin zu studieren: im Jahr 1900. Das ist etwas über 100 Jahre her. Nicht viel mehr als ein Menschenalter, wenn wir die Lebenserwartung der heute geborenen Kinder zugrundelegen.

Nicht, dass Frauen sich davor nicht heilend und helfend betätigt hätten, als Kräuterkundige, als Hebammen, als Pflegende. Aber der Beruf der Ärztin, wie wir ihn heute verstehen, war ihnen verwehrt.

Dass sie in Österreich zur Zeit in größerer Zahl durch die Aufnahmetests für das Medizinstudium fallen als junge Männer, ist ein Phänomen, das noch der Erforschung bedarf. Möglicherweise wäre es angebracht, die Testfragen auf

Genderfallen durchzusehen. Studierende sind in der Regel bereits mehr oder weniger rollenspezifisch sozialisiert. Tests, die auf gendertypische Stärken bzw. Schwächen abzielen, könnten daher bis zu einem gewissen Grad eine Selektion nach Geschlechtern bewirken.

Dahinter muss kein perfider Plan stehen. Es können die Tests auch lediglich die üblichen Schwerpunkte einer technokratischen Medizin abbilden, die massive Eingriffe, den Einsatz von High-Tech und eine emotionslose Betrachtung physiologischer Abläufe höher bewertet als den empathischen Blick auf ganzheitliche Zusammenhänge.

Jedenfalls: Seit 1900 grundsätzlich zugelassen. An der Universität Wien. In Zürich schon ab 1863.

1919 erhielten die Frauen in Österreich das Wahlrecht. In diesem Punkt waren die Schweizerinnen wiederum erheblich später dran. In der freien und basisdemokratischen Schweiz dauerte es nämlich bis 1971, bis die Frauen endlich ein Stimmrecht bekamen. Das muss man sich einmal vorstellen: 1971! Bis vor weniger als 40 Jahre waren Schweizerinnen in puncto Wahlrecht unmündigen Kindern gleichgestellt.

Und erst 1990 entschloss sich der Kanton Appenzell – mitten in Europa, mitten im sogenannten Abendland mit seinem Stolz auf Aufklärung und Menschenrechte – den Schweizerinnen auch ein Stimmrecht bei den Wahlen für die regionalen Volksvertretungen zu gewähren.

Dafür ging kürzlich die aufsehenerregende Meldung durch die Presse, die Schweiz würde ab nun von einer „Frauenmehrheit regiert“. „Bern im Bann der Bundesrätinnen“ titelte eine Zeitung. Schon sehen wir paralysierte Männer, die wie Karnickel beim Anblick der Schlange vor einer Truppe Bundesrätinnen stehen und ihnen ausgeliefert ins hypnotische Auge starren.

Naja. Tatsächlich zählt der Schweizer Bundesrat sieben Mitglieder und vier davon sind erstmals weiblich. Das wird bereits als erdrückende Übermacht empfunden. In Sachen Feminisierung schlagen die Warnsysteme früh an. Sensible Sensoren messen jede Erschütterung von jedem Frauenschritt auf männliches Territorium. Hilfe, eine Frau! Und noch eine! Wohin soll das führen? Feindliche Übernahme! Usurpation!

Sie sind gebildete Personen. Ihnen muss ich nichts über die große österreichische Familienrechtsreform der Jahre 1975 bis 1978 erzählen. Oder doch? Weil Sie sich gar nicht vorstellen können, wie das war, im Alltag, als das Familienrecht noch nicht reformiert war?

Versuchen wir es. Versetzen wir uns in die späten 1960er oder in die frühen 1970er Jahre. Ist ebenfalls noch keine Ewigkeit her. Es gibt Menschen unter uns, die waren damals bereits erwachsen und sind heute noch immer nicht vergreist. Wir gehen ja bloß 35, 40 Jahre zurück, gerade ein halbes Menschenleben. Und wie sieht es dann aus? Der Mann ist das Oberhaupt der Familie. Er bestimmt den Wohnort. Wo er hinzieht, muss auch die Frau hinziehen. Wenn die Frau berufstätig sein möchte, muss der Mann einverstanden sein. Kinder brauchen die Unterschrift des Vaters, wenn sie ins Gymnasium gehen oder eine Lehre machen wollen. Während der Ehe erwirtschaftetes Vermögen unterliegt der Rechtsvermutung, „dass es vom Manne stammt“, was bedeutet, dass es ihm im Fall einer Scheidung zur Gänze bleibt.

Gewalt ist ein Tabuthema. Misshandelte Frauen sind *schon irgendwie schuld* daran, dass sie geprügelt werden. Vergewaltigte Frauen müssen beweisen, dass sie sich ausreichend gewehrt haben, damit der Gewalttäter vielleicht zur Verantwortung gezogen wird. Vergewaltigung in der Ehe ist kein Delikt. Unverheiratete Mütter sind nicht Vormund ihrer Kinder, für wichtige Entscheidungen ist das Vormundschaftsgericht zuständig. (Wenn es nach den neuesten Plänen geht, dann ist bald der ledige Vater dafür zuständig, der das Kind nicht wollte, aber eine bedeutende Rolle spielen möchte, doch darüber will ich mich jetzt und hier nicht auslassen.)

Fakt ist: Frauen waren weit entfernt davon, als gleich gestellte Menschen eingeschätzt und behandelt zu werden.

Natürlich waren nicht alle Männer finstere Haustyrannen. Natürlich haben Männer ihre Frauen nicht reihenweise gezwungen, ihnen an düstere Wohnorte zu folgen. Natürlich haben sie ihren Ehefrauen nicht durch die Bank verboten, einem Beruf nachzugehen. Aber sie hatten die Option. Im Zweifelsfall waren sie im Recht, wenn sie tyrannisch waren. Und den Frauen war bewusst, dass sie fragen mussten. Kein gutes Gefühl. Keine freie Existenz. Und schon gar keine gute Grundlage für ein partnerschaftliches Zusammenleben.

Und ich kenne durchaus Akademikerinnen, die nur deshalb Akademikerinnen sind, weil auf einmal die Unterschrift der Mutter genügte, um ins Gymnasium gehen zu dürfen.

Wenn auch dem damaligen Justizminister Broda das große Verdienst zukommt, die Familienrechtsreform durchgesetzt und durchgezogen zu haben, so ist sie doch nicht eines Morgens als göttliche Inspiration überraschend seinem Hirn entsprungen, sondern es wurde der Boden für sie bereitet, durch die unermüdliche Vorarbeit der viel geschmähten Emanzen.

Das waren Frauen, die sich nicht damit begnügten, zu verkünden: „Ich bin emanzipiert, aber keine Emanze.“

Das sagt frau nämlich heutzutage, wenn sie signalisieren will, dass sie zwar mit der Zeit geht, aber um Gotteswillen keine ekelhafte Feministin ist.

Emanzipiert, aber keine Emanze. Mit Stolz.

Dabei sollte sie sich eigentlich schämen. Denn im Klartext sagt sie: Ich bin eine Trittbrettfahrerin. Ich nehme gerne in Anspruch, was andere für mich – mehr oder weniger mühsam - durchgesetzt haben, aber ich werde doch nicht so blöd sein, mich meinerseits für andere einzusetzen. Wie es den anderen geht, ist mir wurscht. Ich mache mich nicht unbeliebt. Aber ich habe nichts dagegen, wenn andere den Kopf für mich hinhalten.

Ja, wir Emanzen sind grantig, wenn uns die Nutznießerinnen unseres Einsatzes als überflüssige alte Schachteln lächerlich machen. Nicht aus Eitelkeit, oder jedenfalls nicht vordringlich aus gekränktem Stolz, sondern weil es deprimiert, die Notwendigkeit der Gleichstellungspolitik nicht nur Männern, sondern auch Frauen immer wieder begreiflich machen zu sollen.

Es geht uns nicht um Dankbarkeit. Es geht darum, dass Frauen sich und anderen keinen Gefallen tun, wenn sie ihr eigenes Geschlecht verraten. Wie gesagt: Geschlechtergerechtigkeit entwickelt sich nicht von allein. Wer das übersieht, kann ganz schön draufzahlen. Und keine Errungenschaft ist in Stein gemeißelt. Soll heißen, vieles, was uns heute selbstverständlich

erscheint, kann auch wieder in Frage gestellt werden. Die Geschichte ist unter anderem auch eine Abfolge von Rückschlägen.

Aber wollen Frauen denn Geschlechtergerechtigkeit?

Kehren wir noch einmal zur *Verkindergärtnerung* zurück. Wer sie fürchtet, will keinen *Frauenberuf* ausüben. Weil Frauenberufe was Minderes sind.

Die Berufe oder die Frauen?

Das Ansehen sinkt, *sobald* Frauen. Auch vormalige Männerdomänen werden minderwertig, sobald Frauen sich darin breitmachen. Solange Männer einen Männerberuf ausüben, ist das ein angesehener Beruf. Aber sobald Frauen dazukommen und dasselbe tun, wird aus einer vormals hochqualifizierten Tätigkeit offenbar etwas Fragwürdiges. Die Verachtung gilt also nicht der Tätigkeit, sondern den Frauen, die ihr nachgehen.

Typisch weibliche Interessen sind etwas Leichtgewichtiges. Auf so genannte weibliche Begabungen kann anscheinend verzichtet werden. Ständig hören wir, dass Frauen zu Recht weniger verdienen, weil sie sich weniger für Technik und Wirtschaft interessieren als für Soziales. Was schließen wir daraus? Dass die Gesellschaft soziale Kompetenz nicht braucht?

Diese Art der Frauenverachtung übernehmen Frauen, wenn sie sich lustig machen über so genannte Frauenberufe oder gar gruseln bei der Vorstellung, künftig eins von vielen Weibern zu sein, die in einem bestimmten Berufsfeld arbeiten.

Warum halten Frauen so wenig von Frauen?

Auch Männer sind einander nicht durch die Bank wohl gesonnen. Auch Männer konkurrieren miteinander. Aber nie schätzen sie ihr ganzes Geschlecht gering ein. Männer genießen sich nicht, Männer zu sein. Frauen genießen sich oft, Frauen zu sein, soll heissen, wie *andere* Frauen sein zu sollen. Wie *alle* Frauen sein zu sollen.

Sie wollen sich nicht mit einer gering geschätzten Spezies identifizieren. Sie wollen nicht, dass die Diskriminierung ihres Geschlechts auf sie abfärbt, deshalb beteiligen sie sich an der Diskriminierung, um zu zeigen, dass sie eigentlich nicht dazugehören.

Die Frauenverachtung üben wir früh ein. Sie *wird* uns eingeübt. Kleine Mädchen, die ein halber Bub sind, sind was Besseres. Kleine Buben, die halbe Mädchen sind, sind peinlich.

Maskuline Monokulturen sind was Besonderes, ihnen anzugehören ist erstrebenswert, als einziges Mädchen in einer Bubengruppe sein zu dürfen, als einzige Frau in einer Männerriege, das ist toll.

Bubenschulen waren toll. Mädchenschulen waren minderwertig,

Nockerlaquarium hiessen sie, als es sie noch gab.

Feminine Monokulturen sind was Zweitrangiges, kein Bub möchte der einzige in einer Mädchenklasse sein, kein Mann der einzige in einer Frauenabteilung, er nimmt es vielleicht hin, aber er ist nicht stolz darauf.

Die Frau, die es geschafft hat, in einer Männerdomäne akzeptiert zu werden, ist stolz darauf.

Es ist auch schwieriger, als Frau unter lauter Männern akzeptiert zu sein (ich rede von Akzeptanz und nicht von Anbaggern oder von sexueller Attraktivität) - es ist also schwieriger, als Frau unter lauter Männern akzeptiert zu sein als als Mann unter Frauen. Frauen hätscheln ihren Hahn im Korb. Männer sind zwar bereit, die Henne zu begatten, aber nicht, sie zu hätscheln.

Daher: Frau unter Männern – bewundernswert. Mann unter Frauen – bewundert, weil er ein Mann ist, aber nicht, weil er unter Frauen ist.

So gesehen ist die Furcht vor Feminisierung verständlich. Wer Ausnahmefrau sein und bleiben will, kann über nachdrängende andere Frauen keine Freude haben.

Vielleicht möchten Sie mich an dieser Stelle darauf hinweisen, dass von Ausnahmefrauen nicht mehr so wirklich die Rede sein kann. 50 Prozent praktische Ärztinnen. 33 Prozent Fachärztinnen.

Eben. Der Zug ist abgefahren. Halbe-halbe mag in manchen Bereichen zwar noch weit entfernt sein, aber insgesamt geht es in Richtung Normalität, jedenfalls, was die statistische Repräsentanz von Frauen in der Medizin anlangt.

Es wird auch an Ihnen liegen, die Normalität Ihres Berufes so zu gestalten, dass mehr Frauen kein Weniger an Ansehen und Einkommen und keine schlechteren Arbeitsbedingungen bedeuten. Das wird unter Umständen nicht ganz leicht sein. Aber ich nehme einmal an, dass Sie vor Herausforderungen nicht zurückschrecken.